

Zuerst die Peitsche, dann das Zuckerbrot

Von **Stephan Burianek**

Nahe an der Schmerzgrenze war der Auftakt, den das französische Radiophilharmonie-Orchester im Rahmen seines Gastspiels unter seinem koreanischen Chefdirigenten Myung-Whun Chung ablieferte. Allzu breit und wenig nuanciert plätscherte die Ouvertüre zu Carl Maria von Webers „Freischütz“-Oper dahin. Erschreckend laut polternde Tutti-Ausbrüche vermochten es nicht, gegen eine Behäbigkeit anzukämpfen, die sich über die in diesem Werk ansonsten mehrfach aufflammenden Kantilenen und Tanzweisen legte.

Nach der Peitsche kam das Zuckerbrot, das in der Gestalt einer Guarneri-Geige aus dem 18. Jahrhundert von Renaud Capuçon in den Saal getragen wurde. Mit eindrucksvoller Leichtigkeit und Präzision führte sie der gefeierte Violinist mustergültig durch Max Bruchs Erstes Violinkonzert (op. 26), ohne dabei in den Hauptthemen die gewünschte Energie vermischen zu lassen. Als Draufgabe gewährte Capuçon, dessen an Selbstherrlichkeit grenzende Körperhaltung man gerne akzeptierte, eine wunderschön innig interpretierte Solovioline-Version von Glucks „Reigen seliger Geister“ („Orpheus und Eurydike“).

Saint-Saëns mit Passion

Nach der Pause wurde Chung, der auswendig dirigierte, mit seinem Orchester in Camille Saint-Saëns' „Orgelsymphonie“ derart leidenschaftlich, dass selbst das mächtige „Dies irae“-Orgelmotiv in den Hintergrund trat. Mit der routiniert gespielten Ouvertüre zu Georges Bizets „Carmen“ fand der Abend ein gutes Ende. ■

Konzert
Orchestre Philharmonique de Radio France
Myung-Whun Chung (Dirigent), Renaud Capuçon (Violine), Christophe Henry (Orgel)
Musikverein
★ ★ ★ ☆ ☆

„Heinrich 4“ nach Shakespeare an der Gumpendorfer Straße



Gernot Plass erstellt für das TAG ein Shakespeare-Palimpsest. Foto: Anna Stöcher

In der Sprechoper

Von **Hans Haider**

Weltgeschichte im Schnellsprech, 20 Rollen von sechs Mund- und Körperartisten gestemmt, die Schlacht von Shrewsbury 1403 im Wasserbecken gestampft, gegrölt, König Heinrich IV. in epileptischem Schüttelkrampf, sein Sohn Henry sein Mörder oder Sterbebefehl – was weder in Geschichtsbüchern noch bei Shakespeare nachzuschlagen ist. Gernot Plass, Hausdichter und Hausregisseur im TAG an der Gumpendorfer Straße, zeigt „Heinrich 4“. Warum der Untertitel „Jetzt retten wir mal Jesus“? Einen Kreuzzug nach Jerusalem verordnet sich unser Heinrich im Finale von „Richard II.“ zur Sühne für seine Mordtaten. Daraus wird nichts. Rebellen bedrohen die neue Herrschaft. Jesus und das besetzte Jerusalem bleiben unbefreit. Dafür bleibt der Thron fix.

Die wunderbar komische Beziehung zwischen dem sich dem Hof verweigernden Königssohn Heinz und dem versoffenen Fettwanst Falstaff sichern dem vierten Heinrich ein ewiges Bühnenleben. Psychotheater auf dem Theater, wenn Falstaff den König und den Prinzen mimt und der Prinz seinen Va-

ter. Die königliche Realpolitik und der Bühnenkrieg zwischen Betonpalisaden (Ausstattung: Alexandra Burgstaller) halten nur satirische Lanzenspitzen breit Abstand von der finsternen Gegenwart.

Mit dem Fäkalurbo

Plass entzückte vor drei Jahren mit „Richard II“ in flapsig-neuer Sprach-Façon. Er nennt sie „Überschreibung“. Aktualität ist drübergestülpt. Der Spieltext ist keine Nacherzählung, wie andere die Odyssee in heutigen Worten verkaufen. Sondern ein witzig hochgestimmtes Stakkato von Kürzestätzen. Fast jedes Wort in dieser Sprechoperpartitur dient dem nächsten spitzzüngigen Rollenträger als Stichwort. Zwischendurch wird tief Atem geholt für oft absurde Poesie. Die exakt geprobte Künstlichkeit ist nicht ins soziale Nowhere losgelassen. Plass holt Schmutz, Aggression, Spracharmut im Herbst des Mittelalters mit dem Fäkalurbo zurück. 109 Mal „scheiß(e)“, 42 Mal „Arsch“ (elektronisch im Textbuch gezählt).

Die Überfülle an Nebenfiguren verschwindet er in wechselnden

Sprachmasken. Er nennt sie Clowns und führt sie bisweilen vor wie antike Chöre. Aus diesen Ensembles treten in starker Kontur die Handlungsträger vor: Horst Heiss als König mit wirrem Haar und stechendem Blick, Raphael Nicholas als wacher Fädenzieher im Spiel mit Falstaff – den Georg Schubert freudvoll poltern lässt und mit beamtenhafter Demut wieder einfängt. Michaela Kaspar hat ihre große Nummer als Renaissance-Allegorie der „Fama“. Elisabeth Veit gibt als Rebell Percy Heißsporn unüberhörbar laut. Jens Claßen bekam die meisten Rollen aufgepackt und erledigt sie famos.

Den als undramatisch geltenden zweiten Teil des Dramas hat Plass stark gekürzt. Der Erbprinz erstickt seinen todkranken Vater mit dem Kopfkissen. Nach drei kurzweiligen Stunden lauter Jubel. ■

Theater
Heinrich 4 – Jetzt retten wir mal Jesus
TAG, weitere Aufführungen bis zum 14. Dezember
★ ★ ★ ★ ★

Nicht jede Suche findet ein erfolgreiches Ende

Von **Alexander Dworzak**

Jahrelanger Frust in der Arbeit kumuliert bei vielen im Burnout, Clemens Maria Schreiner genügt ein einziger Satz für die berufliche Sinnkrise: „Es gibt nur drei Sorten Pointen: schlechte, mittlere und alte!“, verrät ihm ein alter Kabarettier in einer durchzechten Nacht. Also begibt sich der 24-Jährige in seinem fünften Solo-Programm, „Neuland“, auf die Suche nach der ultimativen Pointe.

Der Ödnis von Bruck an der Leitha entkommt Schreiner dank eines im China-Restaurant gewonnenen One-Way-Tickets nach Shanghai. Später landet er statt in San Francisco – in einem Tretboot fahrend – im neuseeländischen Auckland, schließlich verschlägt es Schreiner nach Rio de Janeiro zum Weltkongress der Kabelbinder. Allein ist er dabei nie: Nach China begleitet ihn der Brucker Restaurantbetreiber Thomas Wang, später trifft Schreiner auf den minderbemittelten Fredl und den Weltverschwörungstheoretiker Walter.

Schreiners absurd-komische Gedankenspiele über die angeblich allumfassende Macht von EU, Opec, US-Regierung und FBI oder scharfsinnige Beobachtungen über die fehlende Meinungsfreiheit in China, die dort durch den Besuch von seinen frenetisch gefeierten – weil auf Deutsch und daher unverständlichen – Vorstellungen kompensiert wird, kommen dabei leider zu kurz. Gerade der einfältige Fredl muss für manch abgeschmackten Witz herhalten, um das Programm auf zwei Stunden zu dehnen. Die ultimative Pointe wird letztlich gefunden, für sie gilt das Gleiche wie streckenweise für „Neuland“: Erwarten Sie sich nicht zu viel. ■

Kabarett
Clemens Maria Schreiner: Neuland
Wh.: 6., 13., 20., 27. Nov. sowie 21. Dez., Kabarett Niedermair
★ ★ ☆ ☆ ☆

Gegen die Wand

Von **Petra Paterno**

Josef Winkler schreibt sich seit mehr als 30 Jahren die Nöte seiner Kindheit und Jugend von der Seele. Die Katastrophen seiner katholischen Dorfkindheit – die Sprachlosigkeit, der Hang zu roher Gewalt und stumpfer Sexualität, die Enge und Freudlosigkeit – hat der Kärntner Dichter vielfach beschrieben. Bekannt ist der Bühner-Preisträger vor allem als Prosaautor, Theatertexte sind in seinem Werk rar.

Collage aus Prosatexten

Gerhard Fresacher stellt für seine Aufführung „Wetterleuchten auf der Zungenspitze“, die nun in der Garage X am Petersplatz zu sehen ist, daher eine Collage aus Prosatexten zusammen. Der Theatermacher verbindet etwa Elemente aus dem autobiografisch geprägten Roman „Der Leibeigene“ (1987) mit Prosami-naturen aus „Leichnam, seine Familie belauernd“ (2003). Auf der weitgehend leergeräumten



Überdrehte Inszenierung: Nadine Zeintl in Zellophan. Foto: Y. Haddad

Bühne – wichtiges Requisit: ein zerknautschtes Sofa, auf dem andeutungsweise kopuliert und masturbiert wird – handelt sich das achtköpfige Ensemble durch das Textmaterial. Dabei scheint Regisseur Fresacher dem Text wenig zu vertrauen. Die 70-minütige Performance übertüncht

die Vorlage mit einer Fülle an Regieeinfällen, bekannt aus dem Repertoire postdramatischer Spielformen.

Vor allem die Schauspielerinnen kommen bei den mitunter etwas fragwürdigen szenischen Umsetzungen dran: Sie werden hart angefasst, mit dem Kopf un-

ter Wasser getaucht, mit ihren Abendroben an die Wand getackert. Eingezwängt in Zellophan oder Mieder, staksen sie auf gefährlich hohen Stöckeln durch die Inszenierung, entweder monologisieren sie lautstark oder liegen völlig verstummt auf dem Bühnenboden. Der Text vermittelt sich auf diese angestrenzte Weise jedoch kaum.

Die besten Momente hat der Abend, wenn gesungen wird – die Bandbreite reicht von Deep Purple bis zu volkstümlichem Liedgut. Erst gegen Ende kommt die überdrehte Aufführung etwas zur Ruhe, und Winklers nachgerade absurder Humor blitzt auf. ■

Theater
Wetterleuchten auf der Zungenspitze
Nach Texten von Josef Winkler
Gerhard Fresacher (Regie)
Garage X
Wh.: 2., 8., 15., 16. November
★ ★ ☆ ☆ ☆

John Scofield beehrt Wien: Also spricht der Übergitarrist

Wien. (irr) Um einen tanzenden Stern gebären zu können, muss man noch Chaos in sich haben: Also sprach Friedrich Nietzsche. John Scofield, Jazzgitarrist aus Übersee, beweist das anschaulich. Und: Er führt dabei eine Lieblingspräposition von Zarathustra ins Treffen: „überjam“, so hieß das Album, mit dem der Amerikaner vor elf Jahren Funk-Fans verückte. Die Nachfolge-CD, heuer veröffentlicht, erfreute nicht minder: Auch für „überjam deux“ (Universal) hat Scofield gewissermaßen tanzende Sterne geboren – oder jedenfalls: äußerst tanzbare Musik. Gemeinsam mit Experten für knackige Kost bringt er einen Kosmos aus Funk, Dub und Reggae zum Leuchten. Während die Grooves verlässlich wummern, bleiben die Klangspenden des Chefs jedoch unwägbar: Scofield drückt sich kantig-knapp aus, teils kauzig, stets frappant. Ein genialer Anti-Notenverschleuderer, live ein Ereignis: zu hören am Montag, 20 Uhr, im WUK. ■

Wien Museum: Schau zur österreichischen Riviera – „Wien entdeckt das Meer“

Museales Meeresrauschen

Von **Brigitte Borchhardt-Birbaumer**

Nicht nur weil die Adria als Winterressort zur Erholung der Wiener bis März am Karlsplatz anbracket, ist Direktor Wolfgang Kos entzückt. Der kulturhistorischen Ausstellung zu den Hafenstädten von Grado bis Ragusa (Dubrovnik) schließt sich sein gegen die Stadtpolitik gewonnener Streit um den Verbleib des Wien Museums am Standort an.

Es war nicht nur die Politik der Ringstraßenzeit oder die Marine, sondern der Bruder des Kaisers, Maximilian von Mexiko, und die moderne Medizin, die seinerzeit nach Grado, Triest, Opatija (Abbazia), Split (Spalato) oder Rijeka (Fiume) lockten. Die Bezeichnung „österreichische Riviera“ ist also dem heilenden Klima für Lungenkranke und nicht der Tourismusindustrie geschuldet.

An der frühen Blütezeit der Tourismuslust von 1890 bis 1914 war auch die Eisenbahn beteiligt, die 1857 Triest und 1873 Fiume erreichte. Ausbaupläne über Ungarn scheiterten an den hohen Karstgebirgen, also gab es durch die Lloyd-Schiffahrt schwimmende Hoteldampfer, die von Triest Richtung Süden fuhren.

Sehnsuchtslinie Süden

Die Ausstellung als Reise bildet für die Kuratoren Anlass eine Sehnsuchtslinie, allerdings ohne Nostalgie, zu ziehen: „Der Süden ist eine Haltestelle unserer Elektrischen geworden“, schreibt Ursula Storch im Katalog. Rosa Mayreders Kommentar von der Verschandelung der Landschaft in Abbazia erzählt mehr über die negative Beurteilung des gehobenen Tourismusorts in der weniger betuchten Gesellschaft.

Die Plakatabteilung des Wien Museums macht Stephanie Glax neben der Wiener Impressionistin Olga Wiesinger-Florian kurz zur Starkünstlerin: Auch das Plakatsujet ist von der sich als lebenslustig-



Ärzte empfahlen das wohltuende Meeresklima – und die Touristen folgten begierig in die neuen Kurorte entlang der Adria. Im Bild: Josef Maria Auchentallers Plakat „Seebad Grado“, 1906. Foto: Wien Museum

ge Raucherin selbst inszenierenden Absolvantin der Kunstgewerbeschule.

Bürgermeister Karl Lueger, der im Marinemuseum Pola (Pula) davon sprach, wie Wien „an der Adria Fuß gefasst hat“, darf in vielen Dokumenten nicht fehlen. Hingegen betonen Ethnologie und Archäologie den Aspekt Bildungsreise. Neben Trachten, Bademoden und antiquierten Dia-Vorträgen, sind Schiffsbilder von Egon Schiele, Rudolf Kalvach und Albin Egger-Lienz sowie die künstlerische Dokumentation Rudolf von Alts und Leander Russ' Fixpunkte.

Für die Wintermonate angelegt, spricht die Schau das Ganzjahresprogramm der Tourismusstädte an, neben Hotels und Schiffen wa-

ren es Villen und auch Krankenhäuser, die damals von Otto Wagners Schülern errichtet wurden. Der Komfort beinhaltete auch deutschsprechendes Personal. Spannungen in der sehr armen Region, die vom „Fremdenverkehr“ jedoch profitierte, sind nicht ausgeklammert. Die vielen Kapitel und Exponate können trotz weißer Parkbank in der Mitte der Promenade entlang der Steilküsten, auch aus Pappe für die Modelleisenbahnen der Kinder, ein wenig überfordern.

Die Insel Brioni (Brijuni), gekauft vom Industriellen Paul Kupelwieser, und ihre spätere Funktion im Jugoslawien Josip Bros Titos führt, zumindest im Katalog, auch noch über die Zeit der österreichi-

schen Vereinnahmung hinaus. Das Konzept der Ausstellung über Orte für Freizeit, Bildung und Entdeckung, spricht die Intentionen von Wolfgang Kos an, in den letzten beiden Jahren seiner Amtszeit noch viele Projekte dieser Art zu präsentieren. Dann hinterlässt er wahrscheinlich eine Großbaustelle für die neue Direktion – ohne Adria-Feeling. Doch vielleicht bringt Margot Pilz dann noch einmal den Sandstrand zurück vor die Karlskirche, wie sie es mit „Kaorle am Karlsplatz“ 1982 geschafft hat. ■

Ausstellung
Österreichische Riviera.
Wien entdeckt das Meer
Wien Museum bis 30. März
★ ★ ★ ☆ ☆

Kurz notiert

Fall Gurlitt: „Habe alles dem Staatsanwalt übergeben“

Der Kunsthändlersohn Cornelius Gurlitt besitzt einem Medienbericht zufolge keine weiteren Unterlagen mehr zu dem in seiner Wohnung gehorteten Kunstschatz. „Ich kann nichts sagen, ich weiß gar nichts. Ich habe alle Unterlagen dem Staatsanwalt übergeben“, sagte Gurlitt gegenüber der „Süddeutschen Zeitung“. Eine Redakteurin der Zeitung hatte Gurlitt, der jahrelang mehr als 1400 Kunstwerke – darunter auch Bilder mit möglichem Nazi-Raubkunst-Hintergrund – gelagert hatte, am Dienstagmorgen vor seiner Wohnung in München-Schwabing angetroffen. Als zwei vor dem Haus wartende Fotografen versuchten, ihn beim Einsteigen in ein Taxi abzulichten, entfuhr ihm: „Das alles ist eine große Buble!“ Da laut Augsburger Staatsanwaltschaft weder ein konkreter Verdacht gegen Gurlitt vorliegt noch Fluchtgefahr besteht, kann er sich frei bewegen. Lebenszeichen von Gurlitt waren jedoch seit dem Bekanntwerden des von ihm gehorteten Kunstschatzes rar. In einem Brief an den „Spiegel“ hatte er vor wenigen Tagen gebeten, seinen Namen nicht mehr in dem Magazin erscheinen zu lassen.

Neues Festival für klassische Musik in Hamburg

Vom 9. Mai bis 15. Juni 2014 präsentieren die Orchester und Veranstalter der Stadt gemeinsam das 1. Internationale Musikfest Hamburg. Erwartet werden Klassikstars wie Sopranistin Anna Netrebko, Orgelvirtuose Cameron Carpenter, Bariton Matthias Goerne und Orchester wie das Koninklijk Concertgebouworkest Amsterdam mit Andris Nelsons oder das Orchestra Mozart unter Claudio Abbado. Das biennale Festival wird eröffnet vom NDR Sinfonieorchester unter Chefdirigenten Thomas Hengelbrock mit der portugiesischen Pianistin Maria João Pires. Bei einem Tag der offenen Tür mit Open-Air-Konzerten wird auch die Elbphilharmonie musikalisch erlebbar und zugänglich.

Schreib dem Autor ein Mail!

Von **Christina Böck**

Als Nummer 91 hatte man Glück. Oder Pech. Das kommt ganz drauf an, ob man der extrovertierte oder introvertierte Typ ist und ob man an Publikumsbeteiligung im Theater Freude hat oder Grauen. Am Dienstag feierte im Wiener Schauspielhaus „Weißes Kaninchen, rotes Kaninchen“ vom iranischen Autor Nassim Soleimanpour österreichische Erstaufführung. Es handelt sich dabei um kein konventionelles Stück. Schauspielerin Adele Neuhauser wusste, bis sie die Bühne betrat, im Grunde gar nicht, was das für ein Stück ist. Denn erst da drückte ihr die Dramaturgin den Text in die Hand. Kaum geschehen, entspannt sich ein Dialog auf mehreren Ebenen: der Autor, der mit der Schauspielerin spricht, die Schauspielerin, die mit dem Publikum spricht, die Schauspielerin, die als Autor zum Publikum spricht. Und das Publikum, das mit der Schauspielerin spricht. Da musste, ein böser Trick, erst mal das

Publikum durchzählen. Nummer fünf, drei und acht wurden schließlich zur Mitarbeit vergattert. Sie halfen mit, eine hübsche Metapher über die Absurdität von Theater an sich und Vertrauen in das Gegebene im Besonderen zu spielen. Nur so viel sei verraten: Adele Neuhauser kann eine ganz gute Vogel-Strauß-Parodie.

Komik und Unsicherheit

Soleimanpour durfte bis vor kurzem den Iran nicht verlassen. Mit diesem Aspekt spielt das Stück auf mehreren Ebenen: Er fordert das Publikum zum Beispiel auf, ihm ein E-Mail zu schreiben, wie die Aufführung denn so war. Er zeigt aber auch die Macht des Abwesenden, der nicht nur ein paar Frauen in der letzten Reihe zum Geschmeichelt-Lächeln bringen, sondern auch Fragen von Leben und Tod aufwerfen kann. Und die können den Autor und den Schauspieler treffen. Diese Gags zerplatzten freilich wie ein Hase in

der Mikrowelle, als Neuhauser den angeblich aus der Ferne und aus einer anderen Zeit sprechenden Autor auf die Bühne bat.

Das klingt jetzt recht kompliziert, aber wenn „Weißes Kaninchen, rotes Kaninchen“ etwas nicht ist, dann kompliziert. Das Stück ist sogar mitunter recht lustig. Aber es hat auch seine albernen Momente, wie es oft bei interaktiven Stücken ist. Adele Neuhauser gelang es, Komik und Unsicherheit gut zu verkaufen. Beim nächsten Aufführungstermin muss sich Caroline Peters beweisen. Denn jeden Monat bekommt ein anderer Schauspieler das versiegelte Kuvert von der Dramaturgin überreicht. ■

Theater
Weißes Kaninchen, rotes Kaninchen
Schauspielhaus Wien
Nächste Termine: 3. 12., 25. 1. 21. 2., 15. 3.
★ ★ ★ ☆ ☆

Stars sind auch nur Menschen

Von **Stephan Burianek**

Bei ihr siegt das Gefühl über den Kraftakt, man versteht jedes Wort, und auch ihre von hohem Intellekt durchdrungenen Deutungen sind begehrt: Liederabende von Christine Schäfer sind Feste für Connaissure. Aber selbst die verdienteste Sopranistin hat mitunter weniger gute Tage, wovon man sich kürzlich im Musikverein überzeugen konnte.

Lieder von Johannes Brahms (vor der Pause) und Richard Strauss (danach) standen auf dem Programm, für eine umsichtige Begleitung am Klavier sorgte Eric Schneider. Der Abend begann mit überraschenden Unsicherheiten. Schrill und merklich spitz in der Höhe sang Schäfer von melancholischen Erinnerungen an die Kindheit und vom Träumen und Leiden junger Frauen. Schäfers zarte Melodieführung erreichte einen ersten Höhepunkt in ge-

fühlvoll vorgetragenen „Fünf Liedern der Ophelia“, vertonten Passagen aus Shakespeares „Hamlet“. Danach blühte Schäfers Stimme auf, zeigte weiche, flexible Fülle und sorgte kurzzeitig für ergreifende Momente.

Nach der Pause war diese Energie verfliegen, und je länger der Abend dauerte, desto mehr wurde er zur Zitterpartie. Da war ein mühevoll gepresster „Liebeshymnus“, und nicht nur in den „Drei Liedern der Ophelia“ flatterten die Töne. Freundlich, aber verhalten bedankte sich das Publikum für drei Zugaben. Das Fest war vertagt. ■

Konzert
Christine Schäfer (Sopran)
Eric Schneider (Klavier)
Lieder von Strauss und Brahms
Wiener Musikverein
★ ★ ☆ ☆ ☆

Wien feiert Angela Gheorghiu im Konzerthaus

Von **Stephan Burianek**

Mit dem ehemaligen Staatsoperndirektor Ioan Holender hatte sie sich seinerzeit überworfen, mittlerweile komme sie wieder gerne nach Wien: Angela Gheorghiu, zwischenzeitlich zu einer Art Königin unter Operndiven mutiert.

In der „Great Voices“-Serie einer mächtigen Plattenfirma war sie nun am Wochenende im Konzerthaus zu Gast. Man hörte Bekanntes, aber nicht Totgespieltes, wie die Arien „Obra mai fu“ (Händel, „Serse“) oder das „Lied vom Tod“ (Dvorák, „Rusalka“). Als gleichberechtigter Partner an Gheorghius Seite brillierte der US-Amerikaner Charles Castronovo mit seinem wohligen Timbre, einer tiefen Stimme und mit einer ganzen Menge Gefühl.

Duell der Titanen

Die Stimmung im Publikum steigerte sich trotz der Spielfreude beider Solisten nur zögerlich, wahrscheinlich bremste die mehrfach wiederholte Abfolge von Solo, Duett und Orchesterspiel die Euphorie. Das kläglich tönende Bohuslav Martinu Philharmonie Orchester unter der Leitung von Tiberiu Soare erwies sich nicht als „Gala“-tauglich.

Erst nach dem offiziellen Programm rückte Gheorghiu, die im Laufe des Abends eine ganze Modekollektion präsentiert hatte, ins Zentrum. Unter insgesamt sieben Zugaben sang sie das „Ave Maria“ aus Verdis „Otello“ (für die anwesende Mutter), „Guten Abend, gute Nacht“ (ihr erstes Lied im Alter von sechs Jahren) und ein A-cappella-Volkslied aus ihrer Heimat. Die Reaktion des Publikums ließ keinen Zweifel daran, wer den Kampf der Eitelkeitstitanen letztlich als Sieg verbuchen kann. ■

Konzert

Great Voices

Angela Gheorghiu (Sopran), Charles Castronovo (Tenor)
Konzerthaus

★ ★ ★ ☆ ☆

Aufgetauter Meeresboden setzt große Mengen Treibhausgas frei



An der Küste Sibiriens taut der Permafrost des Schelfs auf – mit bedrohlichen Folgen. Foto: R. Tidman/corbis

Gefährliches Methan

■ Innerhalb von 14 Jahren stieg die Wassertemperatur um ein halbes Grad.

Fairbanks/Wien. (ski) Steigende Temperaturen und Stürme machen es möglich: Aus dem auftauenden Meeresboden der arktischen Gewässer entweicht offenbar weit mehr Methan in die Atmosphäre, als man bisher angenommen hat. Allein von ostsibirischen Permafrostböden – etwa ein Viertel des gesamten arktischen Schelfs – werden pro Jahr schätzungsweise 17 Millionen Tonnen dieses Treibhausgases, das rund 20 Mal stärker wirkt als Kohlendioxid, freigesetzt, was die Erderwärmung beschleunigt.

Diese Erkenntnisse gewannen Forscher durch Messungen im ostsibirischen Schelfmeer. Das Team um Natalia Shakhova von der University of Alaska in Fairbanks hat nun darüber im Fach-

blatt „Nature Geoscience“ berichtet. Shakhova hatte im Jahr 2010 errechnet, dass rund 500 Milliarden organischen Kohlenstoffs in den Permafrostböden am Meeresgrund gebunden sein könnten, dazu noch im Ozean 1000 Milliarden Tonnen Gas als Methanhydrat sowie 700 Milliarden Tonnen freien Methans, die unter dem Permafrost gefangen sind.

Nun analysierten die Forscher den Methanaustritt in der südlichen Laptevsee im ostsibirischen Schelfmeer. Die Region gilt als sehr methanreich, die Wassertiefe liegt unter 50 Metern. Mit akustischen Messungen wurden die aufsteigenden Gasblasen im Wasser erfasst, weiters die Methanwerte im Meer und über dessen Oberfläche gemessen. An bis zu 70 Ta-

gen pro Jahr treten hier auch Stürme auf, deren Einfluss nicht zu vernachlässigen ist. Gerade nach Stürmen, so die Forscher, gelangen vermehrt Blasen an die Wasseroberfläche. Je schneller sie das tun, desto weniger Methan wird im Meer abgebaut.

Die Wissenschaftler bohrten bis 57 Meter tief in die Sedimente unter dem Meeresboden. Die Temperaturen reichten von 0 Grad in der Tiefe bis -1,8 Grad in Oberflächennähe, aber selbst dort, in der kältesten Schicht, waren die Sedimente wegen des Salzgehalts komplett aufgetaut. Die Forscher nehmen an, dass die Erwärmung des Wassers, das Schwinden der Eisdecke und zunehmende Stürme den Methan-Ausstoß aus dem Schelfmeer noch beschleunigen werden. In Küstennähe stiegen die Temperaturen der unteren Wasserschicht in den vergangenen 14 Jahren um 0,5 Grad Celsius, im Sommer sogar um mehr als ein Grad. ■

Kurz notiert

Das Schnupfenviren-Erbgut entfaltet sich bei Infektion

Wenn Schnupfenviren Zellen befallen, bekommen ihre Eiweißkapseln Löcher, damit das Erbgut herauskommen und in die Zellen gelangen kann, wo es vermehrt wird. Auch die Struktur des Erbguts ändert sich, damit es seine schützende Hülle kontrolliert und wohlgeordnet verlassen kann, fand ein spanisch-österreichisches Forscherteam heraus. Die Arbeit wurde aktuell im Fachjournal „PNAS“ veröffentlicht.

Österreich für US-Forscher eines der Top-Gastländer

Österreich gehört mit 21 Aufenthalten im Rahmen des Fulbright-Programms zu den führenden Gastländern für US-Gastprofessoren und -Forscher. Es landet damit ex aequo mit Deutschland auf Rang sechs, berichtet die österreichische Fulbright Commission. Die meisten US-Gastprofessoren und -Forscher verzeichnet Indien (74) gefolgt von Brasilien (51). Seit 1951 haben mehr als 3500 Österreicher im Rahmen des Fulbright-Programms in den USA studiert und geforscht. Gleichzeitig sind 2300 amerikanische Fulbrighter nach Österreich gekommen.

Geld und Anerkennung für österreichische Forscher

Der Experimentalphysiker Florian Schreck vom Institut für Quantenoptik und Quanteninformation (IQOQI) der Akademie der Wissenschaften in Innsbruck erhält einen vom Europäischen Forschungsrat (ERC) vergebenen „Consolidator Grant“. Die mit zwei Millionen Euro dotierte Auszeichnung erhält Schreck für seine Ideen zur Erforschung von Quantenvielteilchensystemen.

Der Informatiker und Präsident des Institute of Science and Technology (IST) Austria, Thomas Henzinger, wurde als erst siebenster österreichischer Wissenschaftler zum Fellow der renommierten American Association for the Advancement of Science (AAAS) ernannt. Die 1874 gegründete AAAS gibt die Fachzeitschrift „Science“ heraus.

Attentat auf die Kultur

Von **Hans Haider**

Wagemutige, weil keine Lösung anbietende Sozialdramatik im Schauspielhaus. David Greig untersucht in „Die Ereignisse“ („The Events“) das Massaker auf der Insel Utöya bei Oslo 2011. Was treibt politische Gewalttäter an? Im Fall des Anders Breivik reichte das psychiatrische Instrument zur Einweisung in die Anstalt nach Verbüßung der Haft. Auch Nine-Eleven, Boston Marathon, Oklahoma City, NSU, Oberwart und sogar Sarajewo werden mitbedacht in diesem Forschungsaggregat für zwei Bühnenprofis und einen Laienchor. Ramin Grey hat es für das diesjährige Edinburgh Fringe Festival vorbereitet und nun in Wien mit Franziska Hackl, Florian von Manteuffel und – an jedem Abend wechselnden – Chören einstudiert; und stellenweise liebedienersch eingewienert.

Die Methode des schottischen Stückeschreibers birgt Risiken, die jeder selber ausloten kann. Indem man Motive, Prägungen, Affekte

eines Täters nachvollzieht, verflüchtigen sich die Vorhalte von „Schuld“. Alles verstehen heißt alles verzeihen, sagt der Volksmund. Der Täter als Opfer – von prekären Familienverhältnissen, muffigen Ideologien, falschen Freunden, mythenbastelnden Medien, von Konkurrenzdruck, Existenzangst. Gegen diesen Kurzschluss ist ein dialektisches Wechselspiel in Gang gesetzt zwischen einer Bilderbuch-Gutmenschin (die junge Theologin Claire lenkt ein Kulturzentrum für sozial gefährdete Menschen) und dem samt seinem sozialen Umfeld vorgeführten „Jungen“. Der ist nicht nur der konkrete Breivik sowie ein Fantasiertyp von Attentäter, der sich mit Pilzgift antört und zum „Berserker“ wird – Manteuffel führt einen schnürenden Fuchs vor und einen grauslichen Schamanen. Er ist auch Vater, Freund, Lehrer, Psychiater und Claires Partnerin in einer krisenhaften lesbischen Beziehung. Sein Rollengalopp überlä-

gert mit komischer Bravour den Unterton der Tragödien. Franziska Hackl indes bringt die Rolle der Guten nicht zum Bühnenleben.

Bestürzend wahr

Der populistische Politiker verkündet – bis auf die Zwangszuweisung zu einem „Volk“ – bestürzend wahre Realität. Er belehrt die Multikulti-Charismatikerin: „Sie genie-

ben Exotismus, solange Sie das Gefühl haben, in einer dominanten Position zu sein. Solange ihr Volk die Macht hat. Dann macht es Spaß, dann ist es ein Hobby. Wenn Sie aber ernsthaft Konkurrenz um Wohnungen oder Ressourcen oder Jobs erleben müssten wie die meisten Menschen, dann würden Sie anders empfinden.“ Wird ihm Rassismus vorgeworfen, blockt er

ab: „Wenn Rassist sein bedeutet, dass man glaubt, dass die Menschen am glücklichsten und sichersten sind, wenn sie unter Ihresgleichen leben, dann ja. Ich glaube, dass die meisten Menschen Rassisten sind, Sie nicht?“

Bisweilen verpackt Greig das Unverstehbare in hilflosen Zynismus. Erklärt sich die Gewalttat aus der „Banalität des Bösen“ laut Hannah Arendt? Greig weicht im Leitsatz über seinem Stück aus auf den Mythos des Caliban. Shakespeares Anagramm von „Canibal“ meint die ungestüme, unbändige Natur im Widerstreit mit der Kultur. Irgendwann, irgendwann schlägt die Natur gegen die Humanität zurück. Das Gegenteil von Trost, ein Appell zur Wachsamkeit. ■

Theater

Die Ereignisse

Von David Greig
Schauspielhaus Wien
Wh.: 26. Nov., 7., 8. Dez.

★ ★ ★ ☆ ☆



Kein Trost: Franziska Hackl ist „gut“. Foto: Alexi Pelekanos

Vierergespann lässt im November den Flieder blühen

Von Daniel Wagner

Robert Schumann, Richard Wagner, die Wiener Symphoniker und Chefdirigent Philipp Jordan – Welch schönes Gespann für ein Abonnementkonzert, das absolut das Zeug zum Festkonzert hatte. Wie sonst sollte man ein „Best of“ aus Wagners „Meistersingern“ sonst nennen? Bassbariton Robert Holl stand ihnen mit schwerem, sonorem Geschütz zur Seite: Ein nachdenklicher Hans Sachs stand hier im Goldenen Saal. Mit aller Zerbrechlichkeit des Seins gelang dem Publikumsliebhaber Holl mitten am kalten Novemberabend ein Fliedermonolog, dessen persönliche Note einfach nur berührend konnte.

Ohren spitzen!

Ebenso intim, fast introvertiert, der Wahnmonolog und Sachsens Schlussansprache zur Ehre der deutschen Meister – dazwischen wuchtete Jordan mit seinen Symphonikern einigermaßen gewöhnliche Momente aus Wagners Nürnberger Treiben. Wie oft die Bläser die Themen (etwa zum wuchtig getragenen Vorspiel im ersten Aufzug) im diffusen Treiben versteckten. War die orchestrale Kondition etwa geschwächt?

Eher weniger, denn bei Schumanns zweiter Symphonie musste man einfach die Ohren spitzen. Ein Genuss war das schon im Eröffnungsallegro exakte Streicher-Unisono, dynamisch die Stimmwechsel. Jordan ließ das Scherzo als leicht bissige, scharfe Ansprache exekutieren. Und überall der Anflug der Großspurigigkeit, der dem Romantiker den Nimbus vom wenig erfolgreichen Symphoniker restlos nahm. Gern vergaß das begeisterte Publikum die Ausrutscher der ersten Wagner'schen Hälfte des Abends. ■

Konzert
Wiener Symphoniker
Philipp Jordan (Dirigent)
Musikverein
★ ★ ★ ☆ ☆

Albertina zeigt Farbholzschnitte der Renaissance



Der Entdecker des Clair-Obscur? Ugo da Carpi „Der wunderbare Fischzug“. Foto: Albertina Wien

Revolution am Papier

Von Brigitte Borchardt-Birbaumer

Für uns sind sie eher monochrom in Rot oder Grün mit Grau, aber in der Renaissance war die Weiterentwicklung des Holzschnitts mit mehreren Farbplatten eine Revolution der Drucktechnik. Plötzlich wurden die Sujets farbig, somit malerisch und durch den verstärkten Helldunkelkontrast tiefer räumlich; jeder Künstler wollte daher der Entdecker des Clair-Obscur sein, jeder Verleger die neue Technik anbieten. Erfunden hat das neue Verfahren der Dürerkreis mit Hans Burgkmair oder Lucas Cranach, der Italiener Ugo da Carpi behauptete kurz darauf in Venedig, der Erste gewesen zu sein.

Carpi und die Künstler aus der Raffaelschule, die Manieristen, sowie später Andrea Andreani, entwickelten die Technik ab 1520 in Richtung eines expressiven Ausdrucks weiter, indem sie die schwarz-weiße Platte nach der Zeichnung wegließen und die Kanten oft nicht mehr exakt übereinander druckten. Zuletzt wurden Druckplatten von Andreani bis zum Brechen der Holzstege benutzt und durch die Zugabe von

Farbplatten verfremdet. Dabei setzte er sich, nahezu in postmoderner Weise, als neuer Autor über die Erfinder. Was einmal ein Makel war, nämlich der Verfall der Platte, wurde eine Innovation; nun gingen die Meister selbst und nicht nur ihre Schule ans Werk – so Domenico Beccafumi oder Francesco Mazzola, genannt Parmigianino.

Boomende Drucktechnik

Ein besonderer Köhner der in ganz Europa boomenden Spätrenaissance-Technik stammt aus den Niederlanden und arbeitet für Kaiser Rudolf II. in Prag: Hendrick Goltzius. Viele außergewöhnliche Ergebnisse der speziellen Druckgrafik sind heute nur mehr in einem Blatt vorhanden und es gibt neben der Albertina eine Privatsammlung, die in der Ausstellung die Hälfte der Werke für diese Schau geliehen hat: die des Malers Georg Baselitz. Als Student begann seine Faszination, sie wurde durch eine Schau der Albertina über Parmigianino weiter angefeuert und heute ist sein Bestand in manchen

Exemplaren sogar überlegen. Das Interesse scheint kein Zufall, auch wenn es ihn anfangs als ehemals für alle erschwingliches Medium faszinierte. Die Möglichkeit der malerischen Paraphrase ist sein Metier.

Kopie oder echt war auch damals die Frage, wenn nach Albrecht Dürers „Rhinoceros“ in Grün gedruckt wurde oder innovative Lösungen von Hans Baldung Grien kamen. Die Raffinesse der Spezialisten wie Giuseppe Vicentino übertrifft nur noch Andreani mit seinen Großformaten. Die oft nächtliche Stimmung vieler Blätter durch das Arbeiten aus dem Farbton macht den besonderen Reiz, vor allem wenn es sich um Hexen oder Heilige handelt. Goltzius hat sogar die Nacht selbst als eine nackte wie bekleidete Doppelfigur verrätselt – ein besonderes Exemplar der Sammlung Baselitz. ■

Ausstellung
In Farbe! Clair-Obscur-Holzschnitte der Renaissance
Albertina bis 16. Februar
★ ★ ★ ☆ ☆

Ein musikalischer Blickfang mit kühler Raffinesse

Von Stephan Burianek

Bei der Uraufführung von Franz Schuberts Fantasie in C-Dur D 934 verließen Teile des Publikums, auch Rezensenten, den Saal. Sie war ihnen schlichtweg zu lang. Vielleicht wäre das mit einer Geigerin wie Ekaterina Frolova nicht passiert: Unschuldig und mädchenhaft wirkte die hübsche Blondine mit ihrer Ponyfrisur kürzlich auf der Bühne des Brahms-Saals, und doch gewährte ihr Kleid Einblicke, die man als Konzilianz gegenüber dem männlichen Teil des Publikums hätte deuten können. Es wäre natürlich unangebracht, die mehrfache Preisträgerin internationaler Wettbewerbe auf ihr vorteilhaftes Aussehen zu reduzieren. Die Fingerfertigkeit, mit der sie die Fantasie und anschließend eine Sonate von Robert Schumann meisterte, war schlichtweg beeindruckend. Seine inneren Empfindungen schien das junge Talent (Jahrgang 1985) indes weitgehend im Zaum zu halten.

Zärtliche Momente

Am Klavier fand die Violinistin in Vesselin Stanev einen ob seiner Zurückhaltung vorbildlichen Partner. Geschmeidig elegant und fast liebevoll im Anschlag schwebten seine Hände über die Tastatur, was in einem Solo-Rondo von Frédéric Chopin für traumhaft zärtliche Momente sorgte. Einen Gegenpol dazu setzte Frolovas kraftvoll-vehemente Interpretation von Nathan Milsteins „Paganiniana“-Variationen. Die darauf folgenden Stücke von Fritz Kreisler hätten vielleicht etwas mehr Wiener Kolorit vertragen. Bei der Zugabe, bei Tschai-kowskis „Melodie“ aus den dreiteiligen „Souvenir d'un lieu cher“, fühlte sich die Sankt Petersburgerin hörbar zu Hause. Man blieb gerne bis zum Schluss. ■

Kammerkonzert
Ekaterina Frolova (Violine),
Vesselin Stanev (Klavier)
Musikverein
★ ★ ★ ☆ ☆

Sie ist gut, wenn sie nicht sie ist

Von Christina Böck

Der Krimi „Der Ruf des Kuckucks“ von J.K. Rowling erscheint auf Deutsch.

„Sehr böse“ war J.K. Rowling diesen Sommer. Aber es ist natürlich schon auch so, wie der „Independent“ neunmalklug geschrieben hat: Wer ein Geheimnis bewahren will, der soll es halt niemandem erzählen. J.K. Rowling hatte aber ihrer Anwaltskanzlei mitgeteilt, dass sie ein Buch mit dem Pseudonym Robert Galbraith geschrieben hat. Und dann war da jemand, und der hat jemanden erkannt, und der hat dann jemandem erzählt und – schließlich stand es auf Twitter. Dass der Krimi „The Cuckoo's Calling“ von einem gewissen Robert Galbraith in Wahrheit von der Bestsellerfabrikantin J.K. Rowling („Harry Potter“) geschrieben wurde. Was wiederum dazu führte, dass Zeitungen schrieben, die Entstehungsgeschichte des Krimis sei spannender als der Krimi selbst.

Mittlerweile hat sich Rowlings Blutdruck wieder gesenkt, und sie hat sogar erklärt, wieso sie dieses Pseudonym ausgewählt hat. In ihrer Kindheit wollte sie Ella Galbraith heißen. Kurz hatte sie überlegt, den Roman unter dem Namen LA Galbraith zu veröffentlichen, aber: „Aus offensichtlichen Gründen dachte ich dann, dass Initialen vielleicht nicht so eine gute Idee wären.“

In diesem Robert Galbraith, den Rowling erfunden hat, steckt auch schon eine ausgetüftelte Geschichte. Laut seinem „Lebenslauf“ ist er ein ehemaliger Soldat, der für die Nationale Sicherheit arbeitet. Letzteres „eine perfekte Entschuldigung dafür, dass es von ihm keine öffentlichen Auftritte geben würde.“ Der Lebenslauf wurde nun auf seiner Homepage bereits entfernt – reichlich fanta-

sielos steht dort nur mehr, dass dies das Pseudonym Rowlings ist.

Am Samstag erscheint nun „Der Ruf des Kuckucks“ auf Deutsch. Der Verlag Blanvalet (er gehört zum riesigen Random House) hatte die deutschsprachigen Rechte noch im Glauben an die Existenz eines Herrn Galbraith erworben. Dass sich dieser Kieselstein schlagartig in einen Diamanten verwandelte, umsatztechnisch gesehen, war für Blanvalet ein beispielloser Coup in der jüngeren Verlagsgeschichte.

Druck des Enthüllungshypes

Die Übersetzung erscheint rund ein halbes Jahr nach der Originalausgabe. Erfreulich ist, dass sich Blanvalet nicht vom Druck des Enthüllungshypes hetzen hat lassen. Denn die neueste Mode ist ja, dass erwartete Bestseller vom Schlage eines Dan Brown oder einer J.K. Rowling weltweit gleichzeitig erscheinen, was den Übersetzungen (die unter kuriosen Geheimhaltungsbedingungen entstehen) nicht immer gut tut.



Das ist Robert Galbraith: J.K. Rowlings Pseudonym hielt nicht sehr lange. Foto: reuters/O.Harris

In „Der Ruf des Kuckucks“ stürzt ein Model aus einem Nobelapartment in den Tod. Ob es sich wirklich um Selbstmord handelt, soll Detektiv Cormoran Strike herausfinden. Im Vergleich zu „Ein plötzlicher Todesfall“, Rowlings letzter Veröffentlichung, ist der Krimi eine Wohltat. Denn er will nicht viel mehr sein als ein Krimi. Dass Rowling auch hier sehr viel Freude an sehr vielen Beschreibungen mit sehr vielen Worten hat, gut, das muss man durch. Aber anders als bei „Ein plötzlicher Todesfall“ dienen diese Formulierungsorgien nicht nur dem bemühten Sozialkitsch, sondern treiben mitunter die Geschichte voran. Außerdem wird man mit einer eindrucksvollen Detektivpersönlichkeit belohnt: Cormoran Strike ist kaputt, sympathisch, haarig, einbeinig und sogar humorvoll. Es wäre schade, würde man nach der Pseudonymenthüllung nichts mehr von ihm hören. Aber diese Gefahr ist erst mal gebannt: Galbraith aka Rowling hat den nächsten Teil schon fertig geschrieben. ■